



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Harms, Paul: Vom Mittelpunkt des Unterrichts

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

tragsdelikten gehört, nicht allein der Ehebrecher, sondern auch die Ehebrecherin fast immer straflos aus; andrerseits, daß es im Mittelalter alle Völker Europas liebten, aus der Abstrafung von Verbrechern einen Ulf für die Straßenjugend zu machen. Possenhafte Strafarten von der Art, wie sie heute nicht mehr öffentlich erzählt werden können, kommen z. B. im südlischen Rechte vor, und in Stalien mußte sich der Bankerottirer auf dem Markte einer höchst lächerlichen und schimpflichen Zeremonie unterwerfen, ehe ihm der Akford eingehändigt wurde. Daß Aristophanes die geschlechtlichen Verirrungen nicht beweinen, sondern belachen ließ, gehörte zu seinem Handwerk als Komiker; man wird daraus also schwerlich den Schluß ziehen dürfen, die Athener hätten diese Dinge leichtfertiger behandelt, als die Völker im Durchschnitt zu thun pflegen. Puritaner allerdings lachen nicht über dergleichen, auch nicht in der Komödie; aber die lachen überhaupt nicht und haben gar kein Lustspiel.

Die Charakteristik dieser Seite des athenischen Volkslebens würde unvollständig bleiben, wenn wir nicht noch den edeln armen Landmann erwähnten, der die Elektra (in dem gleichnamigen Stück des Euripides) geheiratet hat, um sie den Unbilden zu entziehen, denen sie im Hause ihres Stiefvaters ausgesetzt gewesen ist, aber von seinem Gattenrechte keinen Gebrauch macht und sie nicht berührt, damit sie später unentweiht einen ebenbürtigen Mann heiraten könne. Wäre eine solche Handlungsweise ganz unerhört und undenkbar gewesen, so hätte sie Euripides weder ersinnen noch auf die Bühne bringen können.



## Vom Mittelpunkte des Unterrichts



deutsch muß der Mittelpunkt unsers Schulunterrichts werden, das wissen wir nun beinahe seit drei Jahren. Und wenn der Glaube eine gewisse Zuversicht des ist, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet, so ist unser Glaube an diesen zukünftigen Mittelpunkt echt. Ein starker Glaube aber ist etwas wert zu Zeiten, wo die obersten Behörden vor lauter Entgegenkommen nach vorn und hinten, nach oben und unten, nach rechts und links gar nicht zum Handeln kommen. Möglich, daß ihnen auch von dem vielen Drehen etwas wirklich geworden ist. Dennoch, die wichtige Frage der Lehrergehälter ist in Preußen glücklich gelöst worden, die noch wichtigere Frage der gebührenden Titulaturen nicht minder: so wäre es nun wohl an der Zeit,

den eigentlichen Märtyrern unsrer erbaulichen Schulzustände auch wieder einmal einen Blick zu gönnen.

Also das Deutsche gehört von Rechts wegen seit mehr als zwei Jahren schon in den Mittelpunkt des Unterrichts. Anscheinend hat es jedoch seine Schwierigkeiten, es da hineinzubringen. Wie fangen wir das an? Nun, *commencez par le commencement*, meine Herren Kultusminister, beginnen Sie mit dem, was man im engeren Sinne unter Deutsch versteht, mit der deutschen Sprache. Erlassen Sie eine „diesbezügliche Verfügung,“ meinetwegen einen neuen revidirten Lehrplan, der alte revidirte hat lange genug gehalten, und schreiben Sie da hinein unter Deutsch: Gegenstand des deutschen Unterrichts ist die ganz unglaubliche Verwilderung der deutschen Sprache; als Hilfsmittel für den Unterricht werden empfohlen: Ministerialerlasse, Thronreden, Entscheidungen des Reichsgerichts, Reden der Volksvertreter, Leitartikel der Tagesblätter und andre stilistische Scheußlichkeiten.

Dies ist kein Scherz. Soll bei der Reform des deutschen Unterrichts erspriechliches herauskommen, so muß er hier einsetzen. Ich blättere da in einem Gymnasialprogramm, in dem zur Verzierung der trocknen Nachrichten gar gelehrte Sachen abgehandelt werden über die Erklärung deutscher Schriftwerke auf den obern Klassen; da steht gleich zu Anfang in zehn Zeilen zwei mal „des bezüglichen Schriftwerkes“ und „der bezüglichen klassischen Schriften.“ Nicht wahr, der „bezügliche“ Herr ist jedenfalls hervorragend befähigt, in den obern Klassen deutsche Schriftwerke zu erklären? Das ist nur ein Beispiel, und da ich nicht von der Zahlenwut besessen, vielmehr der Meinung bin, in der richtigen Auswahl der Belege stecke mehr Beweiskraft als in der großen Zahl, so mag es genügen. Schwerlich auch wird jemand die Behauptung dagegen setzen wollen, die Programmarbeiten unsrer Lehrer seien Muster deutschen Stils. Und sie sollten es doch sein, mindestens wenn sie vom Lehrer des Deutschen geschrieben sind.

Nun können wir an lauter abschreckenden Beispielen wohl lernen, wie man nicht schreiben, aber nicht wie man schreiben soll. Wo nehmen wir mustergiltige Vorbilder her? Von unsern Klassikern? Die sind selbst schon angesteckt, wenn auch nicht sehr, so doch zu sehr, um als „einwandfreie“ Muster zu gelten. Nein, wir müssen weiter zurück, in die Zeit, da sich zwischen Redner und Hörer noch kein papierner Wisch gedrängt hatte, der sich anföhlt wie schlecht getrocknete Wäsche und nicht einmal dazu taugt, ein Butterbrot einzuwickeln; denn gar mancher, der, mehr der Not gehorchend als dem eignen Triebe, sein Brot mit Thränen ißt, verzichtet doch auf Druckerschwärze als Beilage. Als das Lied noch Flügel hatte und noch nicht auf grauem Papier dahinkroch, in der schimmernden Stauferzeit, wo die Sprache noch frei flutete von den Lippen zum Ohr, dort müssen wir uns Genesung holen für unsern kranken Stil. Denn, meine Herren Kultusminister, diese fahrenden Ritter

und Sänger, bettelarm waren sie ja, an Titeln hatten sie auch nicht viel aufzuweisen, und schreiben und lesen konnten sie nicht immer, aber trotzdem sprachen sie ein richtigeres Deutsch als Sie mitsamt ihren vortragenden Räten und sonstigen Excellenzen. Ihre Muttersprache war ihnen ein unerschöpflicher Schatz, wie der Nibelungenhort; jahrhundertlang war er uns verborgen, und nun er gehoben ist, wissen wir nichts damit anzufangen als ihn verstauben zu lassen in den dumpfen Stuben unsrer Gelehrten. Das muß aufhören. Ausmunzen sollen wir das alte Gold, denn unsre Sprache leidet Mangel daran. Freilich, man sieht es einem solchen Bändchen Gottfried von Straßburg nicht an, was darin steckt, wenn man es mit an den viel hundert Ellen Reinwerk, die „unser“ Julius Wolf von Weihnachten zu Weihnachten abhaspelt. Aber den Julius Wolf haben all unsre höheren Söhne und Töchter verschlungen, und haben doch nicht gelernt, gutes Deutsch von schlechtem zu unterscheiden. Versuchen wirs also wenigstens einmal mit den Mittelhochdeutschen. Wir können das ganz ruhig thun, ohne Gewissensbisse. Unsre Sextaner, die unter der Tortur der lateinischen Formenlehre schmachten, werden aufatmen, wenn sie statt ihrer die älteren Formen ihrer Muttersprache zu lernen bekommen. Mit spielender Leichtigkeit wäre die Mittelstufe schon so weit zu bringen, daß sie die Nibelungen, die Gudrun und Walthar von der Vogelweide lesen könnte. Dann aber fände sich vielleicht auch ein mutiger Mann, der es unternähme, die Oberstufe zur Probe in das Althochdeutsche und Gotische einzuführen. So gewönne man doch einige Erfahrung darüber, ob wirklich die Götterdämmerung der modernen Kultur hereinbricht, wenn wir es wagen, unsre Jugend in ihrer eignen Sprache annähernd so sorgfältig zu unterweisen wie in den Sprachen längst dahingeschwundener Völker. Denn sollte sich wider Erwarten herausstellen, daß das deutsche Volkstum diesem unerhörten Wagnis standhielte, so möchten sich daraus doch recht annehmbare Vorteile ziehen lassen.

Zum Beispiel der, daß wir unsern Schülern eine Lektüre vorlegen könnten, die ihrem Alter durchweg angemessen ist. Denn der Homer, man mag nun über das Griechische als notwendiges Bildungselement denken, wie man will, der alte Homer ist doch nicht eigentlich ein Buch für die Jugend. Nicht etwa, weil er mitunter natürliche Dinge beim rechten Namen nennt, bewahre. Alzuviel Prauderie im Unterricht halte ich für höchst schädlich. Nein, Homer ist deshalb nichts für die Jugend, weil sie seine Größe gar nicht zu fassen vermag. Homer ist groß durch die Art seiner Schilderung; sieht man hiervon ab, so bleibt von der ganzen Ilias nichts als eine wüste Schlachtereier und ein Haufe höchst fragwürdiger Charaktere. Man betrachte eine der köstlichsten Szenen, die, wo Hera, mit Aphroditens Gürtel angethan, den Vater der Götter und Menschen nach echtem Pariser Rezept hinters Licht führt, nebst dem folgenden Wutausbruch des erwachten Gemahls, der sich geberdet wie ein ruf-

fischer Fürst aus der Zeit Katharinas, der die Krone über dem Ehebett hängen hat. Aber man betrachte sie, bitte, nicht durch die große Hornbrille des Philologen, die bekanntlich rechts und links mit einem mächtigen Scheuleder versehen ist. Die Szene steht in ihrer Wirkung einem bekannten Operentext von Meilhac und Halevy gar nicht so fern, nur daß der Grieche unbewußt ausübt, was bei den Franzosen bewußte Kunst ist und darum zur Parodie wird. Was uns an den homerischen Göttergeschichten gefällt, ist die kindliche Naivität des Dichters, der das erhabenste unbefangen mit den menschlichsten Zügen schildert. Ist das aber wohl ein Vergnügen, das die Jugend zu empfinden vermag? Die Jugend ist selbst naiv, wie könnte sie Freude haben an dem Widerspruch zwischen den naiven Mitteln einer Darstellung und ihrem pathetischen Gegenstande? Sind aber Homers launische Götter schon kein guter Umgang für den deutschen Schüler, so sind Homers Helden einfach schlechte Gesellschaft für ihn, die seine Sitten verdirbt. Denn den homerischen Helden fehlt gerade der Charakterzug vollständig, der für einen modernen Helden der wesentlichste ist, die Ritterlichkeit der Gesinnung. Man komme nicht mit der Begegnung von Diomedes und Glaukos, dem bekannten Beispiel, das kein waschechter Philologe nennt, ohne eine Thräne im linken Auge zu zerdrücken. Der Fall steht bedenklich einsam da, und gerade der köstliche Zug, daß der Dichter ausdrücklich hervorhebt, Glaukos habe anstandslos seine goldne Rüstung für eine eiserne hingegeben, gerade dieser Zug, der den gereiften Leser entzückt, macht das naive Gemüt des Schülers stutzig. Homers Helden sind eben für uns Moderne gar keine Helden, sondern ganz gewöhnliche Menschen, und ihre unzüivilisirte Natürlichkeit wirkt auf uns mit so ergötzlicher Frische, weil sie sich selbst für Helden halten. Über dies unser Verhältnis zum größten Dichter des Altertums hat uns niemand anders ein Licht aufgesteckt als der größte Dichter der Neuzeit. Shakespeare, der gereifteste Genius der modernen Litteratur, durchschaute mit seinem sonnenhellen Adlerauge schon vor Jahrhunderten, was unsern klassischen Philologen noch heute verborgen ist. Was aber würden die Herren Philologen dazu sagen, wollte man ihren Schülern „Troilus und Cressida,“ diesen wichtigsten und zugleich tiefsten aller Kommentare zum Homer, in die Hand geben? Nichts ist an Hector und Achilleus selbst, das Bewunderung verdiente, und wir bewundern auch nichts an ihnen, als die Naivität des Dichters und die Naivität einer Zeit, die nackte Menschlichkeit für höchstes Heldentum hielt, oder die, um es ehrlich zu sagen, das Heldentum in die rohe Kraft setzte. Die Jugend nun hat ein starkes Gefühl für die moralische Seite einer Handlung; aber kein gleich starkes Urteil hält diesem Gefühl die Wage. Der Schüler glaubt, wo Bewunderung von ihm gefordert wird, da müsse auch etwas zu bewundern sein, und er quält sich nun, die Handlungen der homerischen Helden mit seinen deutschen Begriffen von Heldentum in Übereinstimmung zu bringen. Da gerät er denn in einen höchst be-

denklichen Zwiespalt der Gefühle. Wenn Agamemnon unter den Troern wüthet, so läßt Vater Zeus dem Hector raten, einstweilen hübsch nach Hause zu gehen, bis jener ausgetobt habe. Und der Dichter findet nichts darin, daß der Held den wohlwollenden Rat befolgt. Das nennt der Deutsche Feigheit und bewundert das Gegentheil. Für den König Teja, der mit dem eignen Leibe die Trümmer des Gotenvolks deckt, bis er zusammenbricht, begeistert sich ein deutscher Junge sogar, wenn ihm dieser Held in Feliß Dahns bramabasi- rendem Marionettentheater aus der Völkerwanderung vorgeführt wird. Hector bedenkt sich auch keinen Augenblick, dem waffenlosen und verwundeten Patroklos seinen Speer durch den Leib zu rennen. Das ist rein menschlich, und schwerlich wird sich im Krieg jemand seinen Gegner erst lange darauf ansehen, ob er auch ausreichend gewaffnet sei, um Widerstand zu leisten. Aber wenn der Markgraf Rüdiger seinem Feinde Hagen einen neuen Schild reicht, bevor er ihn angreift, so ist das zwar keine gewöhnliche Handlungsweise, aber es ist doch auch menschlich und streitet nicht im geringsten wider unsern Begriff von Heldentum. Andererseits ist die Ermordung Siegfrieds sicherlich eine unedle That, aber sie wird auch bei ihrem wahren Namen genannt und zieht entsprechende Folgen nach sich. Dagegen daß Achilleus noch am Leichnam des Feindes eine niedere Rache nimmt, wird zwar in einer formelhaften Wendung als unwürdig bezeichnet, thut aber sonst seinem Heldentum weder bei Freund noch Feind irgend welchen Eintrag. Wie aber soll sich ein deutscher Junge zu solchem Heldentum stellen? Wenn er den Achill entschuldigt, so muß er dem edelsten Helden der deutschen Sage, Dietrich von Bern, Fühllosigkeit vorwerfen. Denn dieser, weit entfernt, an Gunther und Hagen Rache zu nehmen, weil sie ihm seine Mannen in redlichem Kampf erschlugen, empfiehlt sie noch der Kriemhild zu besondrer Huld. Aber was ist einem klassischen Philologen Dietrich von Bern! Die nicht sehr ehrenwerte Art, wie Achilleus den Hector abmurkst — das ist das einzig richtige Wort —, erleichtert dem deutschen Schüler auch nicht gerade die Entscheidung, welcher Partei er seine Sympathie zuwenden soll. Genug, ohne noch die „Freundschaft“ zwischen Achilleus und Patroklos auf ihren ethischen Kern zu prüfen, können wir allgemein das feststellen: die homerischen Sagen gehören einer verhältnismäßig rohen Kulturperiode an, die nur körperliche, nicht aber sittliche Tüchtigkeit kennt. Dies prägt sich am schärfsten in den Göttergestalten aus, die noch weit mehr den Charakter blinder Naturkräfte als der Personifikation sittlicher Mächte tragen. Diese Götter, die sich ungezwungen wie Menschen geberden, und diese Menschen, die noch gar nicht von der Kultur beleckt sind, haben dadurch einen besondern Reiz für einen erwachsenen Mann, der die moderne Kultur einigermaßen beherrscht. Für einen jugendlichen Menschen aber, dessen Charakter erst in der Bildung begriffen ist, ist die Beschäftigung mit einer Gefühlswelt, der sittliche Wertunterschiede durchaus fremd sind, das reine Gift. Es macht ihn irre an

allem, was er für edel, gut und tüchtig um deswillen halten sollte, weil er ein Sohn seines Volkes ist. Und vermutlich wird eine spätere Zeit unsre klassischen Philologen und ihre hohen Gönner beschuldigen, daß sie durch die einseitige Beschäftigung mit Homer nach Kräften daran gearbeitet hätten, der deutschen Jugend die Freude an ihrem schönsten Erbe, an den sittlichen Idealen ihres Volkes zu verkümmern. Wir wollen nicht so hart über unsre Homerschwärmer urteilen, denn „sobald man in der Wissenschaft einer gewissen beschränkten Konfession angehört, ist sogleich jede unbefangne treue Auffassung dahin,“ hat ein deutscher Staatsminister a. D. gesagt. Das war der großherzoglich weimarische Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe.

Also nicht dazu allein ist Homer aus der Schule fern zu halten, damit wir Raum gewinnen für die nationale Litteratur. Und nicht dazu allein sind die mittelhochdeutschen Dichter in die Schule einzuführen, damit unser krankes Sprachgefühl gesund werde. Beides ist notwendig, um die Erziehung zu einem sittlich tüchtigen Charakter überhaupt möglich zu machen. Denn wozu sollen unsre Schüler tüchtig werden, wenn nicht dazu, als brauchbare Glieder in der Gemeinschaft ihres Volkes zu leben und zu wirken? Und wie soll man ihnen sittliche Tüchtigkeit an Werken erläutern, in die man sittliche Ideen erst hineininterpretiren muß? Es ist wahr, dem trojanischen Raub- und Rachezug liegt die Idee von der Heiligkeit des Gastrechts zu Grunde. Aber der Schützer des Herdes ist doch unter den zahlreichen Sultanslaunen des homerischen Zeus nur mit einigem guten Willen zu erkennen. Und wenn auch. Warum eine sittliche Idee an dem Erzeugnis einer rohen Kulturepoche entwickeln, wenn unsre eigne Dichtkunst diese selbe Idee mit einer herben Strenge verkörpert hat, vor der uns noch heute ein ehrfürchtiges Grauen anwandelt. Die Jugend unsrer bessern Stände pflegt, sobald sie losgelassen ist, weibliche Seelenstudien bei Kellnerinnen und denen, die nach ihnen kommen, zu machen. Das fagenjämmerliche Ergebnis dieser Studien ist in der Regel die blasirte Weisheit, daß „die Weiber“ samt und sonders nichts taugen. Dieser Jugend könnte es wahrhaftig nichts schaden, wenn sie auf der Schule die genaue Bekanntschaft eines so starken Frauengemüths machte, wie es die edle Königstochter Gudrun hat, der man nicht, wie der griechischen Helena, nachsagen kann, daß sie den ganzen Spektakel eines Rachezuges nicht wert gewesen sei. Und die sittliche Idee der Gudrun, daß frecher Raub gehndet werden muß, und sollte auch erst ein neues Geschlecht für die Rache erwachsen, sie hat sich uns in jüngster Vergangenheit noch in so weltgeschichtlicher Größe dargestellt, daß wir das mittelalterliche Gedicht ruhig zum Nationalepos des neuen deutschen Reiches machen könnten. Dazu müßten wirs aber erst lesen lernen.

Dies Lesenlernen — mit dem auch nach und nach der Aberglaube schwinden möchte, man könne deutsche Hexameter machen —, also die deutsche Grammatik, treibe man um Gottes willen nicht an der Hand eines syste-

matistischen Lehrbuchs. Aus den Lehrbüchern stammt der Modergeruch, der unserm Schulunterricht anhaftet. Systematische Lehrbücher, denen die Reform der neuern Sprachen mit so viel Erfolg zuleibe gerückt ist, haben meiner Ansicht nach in der Schule überhaupt nichts zu thun, in die Schule gehören nur Lesebücher. Das Lehrbuch soll ein Hilfsmittel für den Lehrer sein, und wenn es erst ganz aus den Händen der Schüler verschwunden ist, so wird auch nicht mehr mechanisches Lernen die Hauptbeschäftigung im Unterricht sein, sondern lebendiges Lehren. Auf allen Gebieten des Unterrichts giebt es etwas auswendig zu lernen, in der Grammatik z. B. die Flexion. Aber das lasse man den Schüler selbst auffinden und aufschreiben, das macht dem Schüler mehr Vergnügen, und dem Lehrer — nun ja, dem macht es mehr Arbeit. Aber wer sagt denn auch, daß unser Lehrerstand so bleiben müsse, wie er ist? Die Schulreform ist Stückwerk, solange sie nur die Schulbildung reformiren will, und nicht zuerst die Lehrerbildung.

Der deutsche Unterricht hat aber nicht nur nach rückwärts, er hat auch nach vorwärts Anschluß zu suchen. Man breche doch endlich mit dem Vorurteil, als müßte ein Buch gegen hundert Jahre alt sein, um in der Schule gelesen zu werden. Und man breche desgleichen mit dem Vorurteil, als gäben gerade unsre Klassiker den passendsten Stoff für die Stilübungen unsrer Schüler ab. Seit Schiller in allen höhern Schulen von unreifen Köpfen verarbeitet wird, liest ihn kein Erwachsener mehr. Gerade Schiller — jetzt kommt eine Reizerei, ob der unsre ehrwürdigen Pädagogen erleichen werden, wenn sie ihnen zu Gesichte kommt —, Schiller ist ganz und gar kein Bildungsmittel für die Jugend. Da wird in Gymnasialprogrammen alljährlich ein Langes und Breites geredet vom Kultus des Wahren, Guten und Schönen, und was derartige aschgraue Abstrakta aus der vierten Dimension mehr sind, durch die der Idealismus der Jugend genährt werden soll. Neben dem Hang zu idealistischer Schwärmerei zeigt die Jugend auch einen bemerkenswerten Hang, Äpfel zu stehlen, und ich wüßte nicht, daß es seit den Tagen Lylurgs jemals wieder als eine Aufgabe der Schule hingestellt worden wäre, diesen Hang zu fördern. Erst gehorchen lernen und dann befehlen, und erst Charakter haben und dann Idealismus, das ist bewährte Reihenfolge. Den Charakter zu bilden, dazu ist aber ein Dichter ganz und gar nicht geeignet, dessen Schwäche gerade die Zeichnung individueller Charaktere ist. Schillers Gestalten sind nicht von dieser Welt, sie sind mehr oder minder gelungne Verkörperungen eines allgemeinen Begriffs vom Menschen. Wer aber die Menschen erst kennen lernen soll, dem muß man nicht gleich mit Begriffen kommen. Denn wer in der Jugend zu sehr mit Begriffen gequält worden ist, läuft im Alter vor ihnen davon, wie denn auch der jugendliche Idealismus meistens in einen höchst geschäftskundigen Realismus umschlägt, sobald der Schulzwang ein Ende hat. Schillers eigentliche Größe aber, die Wucht seiner dramatischen Freskomalerei,

ist für den Primanerverstand zu hoch. Die Jugend haftet an Einzelheiten, und das anspruchsvolle Drama ist gar kein rechtes Gebiet für sie. Nun wir'ds zwar die Schule weder dahin bringen, daß kein Quartaner mehr gelegentlich einen Apfel stiehlt, noch dahin, daß sich kein Primaner mehr für den „Kampf um Rom“ begeistert. Das wäre aber auch schade. Es genügt vollkommen, wenn sie dem Quartaner das Apfelstehlen zu einer Ungezogenheit stempelt, die er sich abgewöhnen muß, und wenn sie in den schäumenden Becher der Primanerschwärmerei einige Tropfen verstandeskühler Kritik träufelt, damit er das Buch Felix Dahns, zu dem er freiwillig gegriffen hat, in reiferem Alter ebenso freiwillig beiseite legt und, wenn er nach Idealismus begehrt, einen Band Schiller zur Hand nimmt. Denn hat die Schule die jugendliche Schwärmerei in die gesunden Bahnen deutschen Denkens und Fühlens gelenkt, so braucht sie um den Idealismus nicht besorgt zu sein. Ein Charakter, dessen Stamm fest in seinem Volke wurzelt, zieht aus der alten Mutter Erde zu allen Zeiten hinlängliche Nahrung, um die Äste, die in den freien Himmelsraum ragen, mit dem grünen Laub des Idealismus zu schmücken.

Wenn man also der Meinung ist, der deutsche Unterricht habe den Charakter des Schülers zu bilden, so hätte man für ein deutsches Lesebuch in erster Linie Dichter zu wählen, deren Stärke die Zeichnung individueller Charaktere ist. Denn Individualitäten, von deutschen Dichtern geschildert, werden immer Gelegenheit geben, die deutschen Begriffe von sittlicher Tüchtigkeit zu erläutern. Ob der Dichter Idealist ist, ob es seine Personen sind, das hat wenig zu sagen. Daß der Mensch, der immer strebend sich bemüht, niemals ganz verkommen kann, das läßt sich an Richard dem Dritten mindestens eben so gut zeigen, wie am Faust. Was die Schule, besonders bei der Lektüre ganzer Dichtwerke, zu meiden hat, das sind die allzu feinen Untersuchungen über die Beziehung der Geschlechter zu einander. So kann Grillparzers Goldnes Vließ sicherlich so durchgenommen werden, daß die Schüler einen hohen Gewinn davontragen. Denn die Individualität der Medea wächst zu solcher Riesengröße empor, daß für kleinliche Disteileien kein Raum bleibt. Dagegen wird man mit Recht Bedenken tragen, Sappho, Melitta, Hero und die küsternen Jüdin von Toledo in die Schule einzuführen. Aber den König Ottokar, von dem es übrigens schon eine Schulausgabe giebt, würde ich ungern vermessen, trotz des bösen Zawisch Rosenberg. Ganz vorzüglich für die Schule geeignet, um seiner festen Charakterführung willen, wäre Otto Ludwigs Erbfürster; denn auch die Übertreibung einer an sich tüchtigen Eigenschaft liegt hier so auf der Hand, daß sie selbst der Urteilskraft eines Primaners unterworfen ist. Füge ich noch hinzu, daß ein gewisser Friedrich Hebbel eine Agnes Bernauerin und eine Nibelungentrilogie geschrieben hat, so haben wir da gleich drei hochbedeutende Dichterindividualitäten der nachklassischen Zeit, von denen die große Masse der Gebildeten keine Ahnung hat, weil die deutschen

Schulen bisher nicht geruht haben, von ihrem Dasein Notiz zu nehmen. Man sage nicht, die Werke dieser Dichter seien zu teuer für die Schule. Für das Geld, das die Eltern für mathematische und naturwissenschaftliche Lehrbücher, für griechische, lateinische, französische und englische Grammatiken, für dickbäuchige Wörterbücher und Logarithmentafeln wegwerfen müssen, die später in die Kumpelkammer wandern, ließe sich eine ganz hübsche Sammlung deutscher Dichter anlegen, die den Schüler durchs Leben begleiten könnte.

Wir haben dann im jüngsten Abschnitt unsrer Litteratur — die neueste Litteratur in deutscher Sprache, die berlinisch-jüdische Spelunken- „beziehungsweise“ Salonpoesie rechne ich selbstverständlich nicht zur deutschen Dichtkunst — noch zwei Dichter, mit denen man die Schüler auch lieber möglichst genau bekannt machen sollte, statt so zu thun, als hätten Körner, Rückert und Geibel für die Gegenwart noch irgendwelche Bedeutung. Was diese beiden Meister individueller Charakteristik von der Schule fern gehalten hat, das sind wohl wesentlich drei Punkte, die sie zur Jugendbildung in hohem Maße geeignet machen. Das ist erstens der sichere Griff, mit dem sie aus dem Urquell unsers Volkstums schöpfen; das ist zweitens der siegreiche Humor, mit dem sie auch die ernstesten Lagen des Lebens verklären; und das ist drittens, als Folge der beiden ersten Punkte, eine Beliebtheit ohne gleichen, die den jammervollen Verfall unsers litterarischen Geschmacks glänzend überdauert hat, und an der sich darum der Geschmack am ehesten wieder aufrichten könnte. Die beiden Dichter sind — trotz Wilhelm Meister und Wahlverwandtschaften nebst ihrem stattlichen Gefolge — die Klassiker unsrer Prosaerzählung, die um Haupteslänge alles überragen, was nach Goethes Tode zu schreiben begann: Scheffel und Reuter. Daß sich die Schule die beispiellose Verbreitung von Scheffels Ekkehard nicht zu nutze macht, um dadurch die Neigung für nationale Kultur zu wecken, ist einfach unbegreiflich. Freilich gehört dazu ein Lehrer, der in der deutschen Kulturgeschichte Bescheid weiß. Aber was nicht gleich in der Vollendung zu haben ist, das nimmt man, so gut mans bekommen kann, und sorgt für bessern Nachwuchs. Weitere Worte darüber zu verlieren, daß die litterarische Seite des deutschen Unterrichts ihre beste Stütze am Ekkehard fände, scheint mir überflüssig zu sein. Daß der Ekkehard eine wahre Erfrischung des Unterrichts bedeuten würde, ist schon daraus zu schließen, daß unsre Schulpedanten in den Kultusministerien noch nicht darauf verfallen sind, obgleich das nationalste Werk der neuhochdeutschen Litteratur für die Beachtung ziemlich nahe lag, wenn man Deutsch in den Mittelpunkt des Unterrichts rücken wollte. Was Scheffel für den litterarischen Teil des Unterrichts sein könnte, das kann Fritz Reuter für den deutschen Sprachunterricht werden. Ich bin durchaus kein Freund der Dialektdichtung, und die Salontiroloerei unsrer Familienblätter ist mir in der Seele zuwider. Aber Fritz Reuters niederdeutsche Mundart ist kein Reklamemäntelchen, das er nach Bedarf an- und ab-

legt; Fritz Reuters Plattdeutsch ist seine echte und einzige Sprache, in der er nicht bloß schrieb, sondern auch dachte; sein Hochdeutsch ist im Schreiben aus dem Dialekt übersetzt. Darum ist sein Dialekt das starke Band, das ihn in unlösbarer Verbindung erhält — mit dem unsterblichen Volk, hätt' ich beinahe mit Immermann gesagt. Die Mundart war Reuters starke Schutzwehr gegen das Papierdeutsch, von dem er sich frei gehalten hat, wie kein anderer neu-hochdeutscher Dichter; die Stellen sind zu zählen, wo es in seine Sprache eingedrungen ist. Aber er schreibt nicht nur so, wie das Volk spricht, er hat des Volkes plastische Darstellung meisterhaft fortgebildet. Man lese nach, mit welcher schöpferischen Kühnheit er am Schluß der „Festungstid“ das unscheinbare Sprichwort: „Din Rahn geht tau deip“ zu einem poetischen Gemälde ausgestaltet, das den Vergleich mit den besten im Homer nicht zu scheuen braucht. Kommt noch hinzu, daß der niederdeutsche Sprachstamm manche Eigentümlichkeiten älterer Stufen des Deutschen gewahrt hat, die dem Hochdeutschen abhanden gekommen sind, so dürfte sich wohl schwerlich ein Dichter finden, der mit besserem Erfolge den ritterlichen Sängern der Stauferzeit die Hand reichen könnte, um unser verkommenes Sprachgefühl aus dem Sumpf zu ziehen.

Er ist ja auch lange tot, der „Königsmörder,“ dem die Haft auf preussischen Festungen Lebenskraft und Lebensglück untergraben hatte. Man braucht also nicht zu fürchten, daß er sich der Ehre noch freuen könnte, ein Lehrer des deutschen Volkes zu werden. Oder fürchtet man, die edle Menschlichkeit des niedersächsischen Bauern möchte anstecken, der von den Disteln, mit denen altpreussische Beamte ihn gequält hatten, Feigen pflückte zur Erquickung für sein ganzes Volk? Mich dünkt, es ist doch besser, daß ein edler Dichter unsre Jugend über die traurigste Zeit belehrt, die unser Vaterland durchgemacht hat, als daß man sie mit einer Binde um die Augen ins Leben laufen läßt auf die Gefahr hin, daß sie den finstern Mächten zutreibe, die das Fundament des Reiches unterwühlen. Freilich, wenn es nach den Herzen der Regierungen ginge, so würde noch einmal versucht, mit einer für die Bedürfnisse des Hurrapatriotismus zurechtgestutzten deutschen Geschichte die Vaterlandslosigkeit der Sozialdemokratie zu bekämpfen. Viel Glück auf den Weg, aber womit bekämpfen wir die Vaterlandslosigkeit der Börse? Nun, mit Titeln und Orden.

Elberfeld

Paul Harms

